

Leine Geschichten aus meinem langen Leben Teil 6 II. Weltkrieg und danach

Am 1. September 1939 verkündete Hitler den Kriegsbeginn und überfiel Polen. Für mich als 6-Jährige hieß es beim Frühstück: Mein Vater wird Soldat. Soldaten kannte ich bis dahin nur als kleine Bleifiguren aus dem Spielzeugkästen meiner Großeltern, mit denen meine Cousins begeistert spielten.

Wie Ihr aus meinen anderen Berichten wisst, hat mein Vater nie die ganz großen Siege errungen, die er sich im Sport vorgenommen hatte, nun wollte er als Soldat beweisen, was er konnte!



Er wurde in Rostock eingezogen und zwar zur Kavallerie, was bedeutete: Er bekam ein Pferd . . . und zwar nicht irgendeins, nein, das allergrößte im Regimentsstall. Ich frage mich, wie er da immer aufsatteln konnte, denn er war ja relativ klein bzw. normal groß.

Im Mai wurde sein Regiment nach Holland „geschickt“. Die Niederlande hatten zwar gleich ihre Neutralität erklärt, dennoch besetzte die deutsche Wehrmacht das Land. Die Soldaten bemühten sich zunächst um ein gutes Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung. Mein Vater z. B. wohnte sogar als Besatzer bei einer Familie.



Diese Familie schickte oft Päckchen für mich. Und ich bedankte mich brav mit kleinen Briefchen und Zeichnungen. Besinnen kann ich mich auf entzückende kleine Holzpantoffeln und ein Paar kleine, schwarze Lackschuhe, die sie schickten sowie ein Nachthemd mit roten Pünktchen. Ich



bedankte mich also u. a. für das Nachthemd (*das übrigens viel zu groß war, so dass ich es sogar in Lübz noch trug*). Mein Vater schrieb zurück, dass es zwar ein Sonntagskleid für den Kirchgang sein

sollte, aber so sei es auch als hübsches Nachthemdchen o.k.



Wohin mein Vater dann kam, weiß ich nicht. Mir war wichtig, dass er oft Urlaub hatte und mit mir turnte sowie ansonsten fast jeden Tag einen Brief schrieb.

Dann kam der Krieg auch zu uns nach Deutschland, und man hörte schon mal hoch oben die ersten Bomber-Geschwader der britischen Royal Air Force über Rostock hinweg fliegen.



Es wurden in bestimmten Abständen in der Stadt auf Dächern Sirenen angebracht und für jede einzelne Straße freiwillige Obmänner gesucht, die abends die Verdunklungsverordnung kontrollierten. D. h. wir mussten jeden Abend vor alle Fenster Decken hängen, damit kein Licht nach außen sichtbar war. Die Bomber flogen ja z. T. auf Sicht. Durch die Verdunklung waren ganze Großstädte somit dunkel. Kam auch nur durch einen Spalt Licht, klingelten die Obmänner sofort, und man musste es verdichten.

Auch Autos wurden mit Schlitzblenden umgerüstet, und die Karbidlampe am Fahrrad meines Vaters wurde durch eine andere ersetzt. Aber mein Vater kam eh nicht mehr so oft auf Urlaub. Er war dann schon im richtigen Krieg in Polen. Für mich war er einfach nur verreist. Er schrieb regelmäßig, aber nichts von Kämpfen sondern vom Land, wie hübsch es dort ist und von den Menschen dort, die in Armut lebten, und denen er manchmal seine Essenportion gab. Und er ermahnte mich, fleißig meine Sportübungen und keine Rechtschreibfehler zu machen !

Auch in Rostock fielen die ersten Bomben. Ich weiß nicht, ob das stimmt, aber mir sagte man, die Bomber hätten woanders was bombardiert und warfen auf dem Rückweg übrig gebliebene Bomben einfach so ab. Einfach so, einfach aus Spaß.



Dass Luftangriffe in Aussicht standen, wurde zunächst über das Radio verbreitet. Näherten sich die Geschwader, gab es Voralarm, ein 1Minuten langer durchgehender Ton. Wenn es ernst wurde dreimal einen Dauerton von je zwölf Sekunden. Da bedeutete Die Luftschutzkeller oder Bunker aufzusuchen. Abermals ein Ton von 1 Minute hob den Alarm auf.

Unser Luftschutzkeller lag unten in der Mitte des Hauses mit tragenden Wänden rundherum. Zusätzlich angebrachte Holzpfiler stützten die Decke noch ab. Es standen nur 5 Stühle dort für die beiden Familien des Hauses. Und für jede Familie ein Korb mit Lebensmitteln und Getränken zum Überleben, falls wir verschüttet werden.

Unser Haus lag 2 Km entfernt von den Flugzeugwerken Heinkel, die eine Hochburg der Rüstungsindustrie waren. Heulten die Sirenen also 3 Mal, war es höchste Zeit für meine Mutter die Tasche mit allen Papieren zu raffen, für mich die beiden Käte-Kruse-Puppen zu holen . . . und ab in den Keller. Meistens hatten wir das kleine Radio an und hörten, wo was bombardiert wurde, und sonst las meine Mutter mir etwas vor, oder ich sang den anderen was vor. Oft aber, da der Alarm ja meistens mitten in der Nacht war, schlief ich einfach.

Dann kam aber der Volltreffer auf das Haus gegenüber . . . 20 Meter von unserem entfernt! Als der Sirenenton der Entwarnung kam gingen wir vorsichtig nach draußen. Andere Nachbarn hatten bereits die Familie aus dem Luftschutzkeller befreit, aber das Haus war nur noch ein Steinhaufen. Auch an unserem Haus waren die Fensterscheiben kaputt und das Dach war fast vollständig abgedeckt.

In unserer Wohnung war überall der Putz von den Decken gefallen, und wir mussten unsere Bettdecken davon abschütteln um uns noch etwas Schlaf zu gönnen.

Am Morgen klingelte mein Freund Horst mich raus, ob ich mitkomme Bombensplitter zu sammeln.

Das Geschehen der Nacht war abgehakt für uns Kinder, und die Bombensplitter waren für uns hoch interessant. Sie glitzerten, und wir wetteiferten, wer den größten hat.

Unsere deutschen Jagdflieger starteten gegen England vom Flugplatz Heinkel aus. Unter ihnen war auch ein junger Onkel von mir, Onkel Günter, der Sohn von Tante Grete. Dieser Onkel flog an seinem Geburtstag eine Ehrenrunde über das Haus seiner Mutter in Rostock in der Dethardingstraße und wackelte zum Gruß mit den Tragflächen . . . dann stürzte er in

der Nähe unseres Hauses auf freiem Feld ab und war tot. Er hatte es nicht ertragen können Bomben über England abwerfen zu müssen. Suizid.

Für mich war es schlimm, wenn ich in der Schule war und Voralarm kam. Ich rannte sofort disziplinlos raus in die Klasse meiner Mutter (*sie war als Lehrerin auch an der Margaretenschule*). Kinder, die in der Nähe wohnten, durften schnell nach Hause laufen. Meistens kam dann aber gar kein Vollalarm, manchmal schafften wir es auch mit der Straßenbahn schnell nach Hause. Nur ein einziges Mal mussten wir in einen Massen-Beton-Bunker. Das war schrecklich.



Wir hatten uns, wie viele andere angewöhnt, abends zum Schlafen aufs Land zu fahren.

In Parchim kannten wir den Dorflehrer Jannings mit seiner Frau und sieben Kindern. Die älteste Tochter Renate war schon in Wismar ein Jahr unser Hausmädchen gewesen, das zweitälteste Mädchen Miranda war ein Jahr in Rostock bei uns.

Wir durften nun jeden Abend mit dem Zug 2 Stationen dorthin fahren.



Empfangen wurden wir abends immer zu einem gemeinsamen Abendessen. Für mich eine Sensation: Ein riesiger Feuerherd mit einem rußigen Abzug darüber und eine übergroße Pfanne mit Bratkartoffeln und Backpflaumen. (*In diesem Augenblick, in dem ich das schreibe, läuft mir das Wasser im Mund zusammen, aber es ist leider „Himmelfahrt“, und ich kann keine Backpflaumen kaufen.*)

Ich muss auch unbedingt alle drei Fotos hier zeigen, weil ich einfach diese Familie so liebte. Da war es auch egal, dass wir nur eine Schlafgelegenheit auf dem Dachboden bekamen mit Mäusen und Spinnen.



Morgens war es ein turbulentes Gewirr beim Waschen draußen am Brunnen, aber irgendwie hatte alles eine gewisse Struktur, und pünktlich saßen alle gemeinsam am Küchentisch und beteten. Beten war für mich auch neu, aber dass der liebe Gott uns alle beschützen möge, leuchtete mir ein, und so betete ich andächtig mit.

Einmal, als wir abends mit dem Zug nach Parchim fuhren, blieb der Zug auf freier Strecke stehen, und wir mussten alle aussteigen, rüber zum Wäldchen rennen und uns flach auf den Boden legen. Das war aufregend, denn es kamen Tiefflieger. Sie brausten über das Wäldchen hinweg. Drei Male habe ich Tiefflieger erlebt. Einmal noch, als wir später von Ludwigslust nach Rostock fuhren und einmal, als ich ganz allein auf der großen Wiese vorm Haus stand. Ich wusste zwar, dass man sich bei Tieffliegern hinschmeißen muss, aber dieser eine Flieger war so unverhofft über mir, dass ich sogar versucht war, ihm freundlich zuzuwinken.

Ebenso aufregend war, als wir eines Morgens in Parchim aufwachten und gesagt wurde: „schnell, schnell, da ist was passiert.“ Menschenmassen hatten sich versammelt um ein abgestürztes oder abgeschossenes feindliches Flugzeugwrack. Man durfte nicht dicht ran, war alles abgesperrt, aber ich wusste nun „wie der Feind dort oben in der Luft“ aussah.

Als dann in unserer Großstadt Rostock doch zu oft Alarm geheult wurde, schloss man die Schulen. Meine Mutter beschloss mit mir die Großstadt zu verlassen, und wir fuhren zu Freunden nach Lüchow-Danneberg, zu Bäcker Ernst Sprockhoff und seiner Frau Loni, die erste Freundin meines Vaters. Nein, in Lüchow war das Leben ganz sorglos, dort kannte man weder Alarm noch Bomben. Also wollte die Sprockhoffs meine Mutter etwas ablenken und gingen abends mit ihr ins Kino. Der Sohn Dieter und ich blieben allein. Und was geschah? Genau an diesem Abend fiel ohne Alarm oder eine andere Vorwarnung eine Bombe genau in der Straße der Bäckerei . . . und die Schaufensterscheibe fiel klirrend auf die Straße.

Hier also nicht einmal eine Sirene. Das war ja noch riskanter!

Zurück in Rostock bekam meine Mutter im September 1941 die Aufgabe ein Lager der Kinderlandverschickung zu übernehmen mit 40 Kindern ihrer Schule.

In der Nacht, kurz nach Mitternacht, durchlebten wir noch einen ganz schweren Alarm mit vielen heulenden und zischenden Bomben. Es knallte unaufhörlich, aber scheinbar nicht direkt in unserer Nähe. Im Radio wurde am Morgen von fast 40 Sprengbomben und über 500 Brandbomben gesprochen.

Es gab Warnungen, dass es auch etliche Blindgänger geben könne, dass man die Kinder davon fernhalten solle.



Am nächsten Morgen wollten wir nach unseren Verwandten sehen, ob alle den Angriff überstanden hatten.

Wir gingen durch unsere brennende Stadt Rostock. Kurz vorm Doberaner Platz stand die Bohnerwachsfabrik meines Onkels noch in hellen Flammen, während mein Onkel selber als Feuerwehrmann woanders Brände löschte.

Wir sahen Leute weinend am Rand ihrer Haustrümmer sitzen oder in den Trümmern nach etwas suchten. Vermutlich auch nach Überlebenden, aber meine Mutter lenkte mich mit Gesprächen über unsere Reise nach Lübz am Folgetag ab. Wir besuchten alle Verwandten, die wohlauf waren und verabschiedeten uns für die nächste Zeit.



Wir zogen ins KLV-Lager nach Lübz, und es wurde, wie Ihr in **Teil 4** gelesen habt, die schönste Zeit meines Lebens. Und nicht nur für mich, auch für die anderen Kinder. Meine Mutter als Lehrerin und Leiterin hielt alles, was Krieg betraf, von uns fern und hatte auch in einer Elternversammlung darum gebeten, den Kindern in Briefen so wenig wie möglich von Bombenangriffen zu schreiben. Obwohl . . . wie wir später erfuhren (*meine Mutter wird es wohl schon gewusst haben*) im April 1942 drei Nächte hintereinander die schwersten Bombenangriffe auf Rostock waren. Damals wurden alle Kirchen, mein Theater und eigentlich die ganze Altstadt zerstört.

Auch meine australische Freundin Hanna hat diese Angriffe erlebt und überlebt. Zwar wurde ihr Haus zerstört, sie hatten nichts, gar nichts mehr, haben aber in einem großen

Bunker überlebt. Bis zu 40.000 Menschen waren in Rostock nach den drei Nächten ohne Obdach.

Und wir 40 Mädchen in Lübz unter der Obhut meiner Mutter bekamen davon nichts, gar nichts mit.



Nur einmal bekam Greti einen Anruf mit einer traurigen Nachricht. Ich weiß gar nicht mehr um wen und was es sich da handelte. Jedenfalls bekam sie zwei Tage später in Päckchen mit schwarzer Kleidung, die sie tragen sollte.

Oh wie schrecklich!. Meine Mutter nahm sie in ihr Zimmer und schlug ihr vor, dass sie am nächsten Morgen die Kleidung anziehen solle. Dann wollten wir alle gemeinsam mit ihr einen ganzen Tag trauern. Sie war einverstanden.

Und wir erst! Oh, wie wollten wir trauern! Nicht singen, nicht tanzen, nicht lachen . . . und den ganzen Tag mitweinen!

Am nächsten Morgen saßen wir total ruhig und befangen beim Frühstück, zwischen uns die „schwarze“ Greti.

Meine Mutter schlug als Schulfach Naturkunde vor, somit gingen wir alle in den Wald, Greti in schwarz voran. Sie war ja die Hauptperson an diesem Tag. Wir sammelten Blätter zum Pressen, die wir später in ein Album kleben wollten. Es wurde langsam immer lauter und fröhlicher. Sogar Greti lachte schon wieder mit, und am nächsten Tag wollte sie wieder „eine von uns“ sein und zog normale Kleidung an.

Ich sag's ja immer wieder . . . Lübz war ein Paradies.



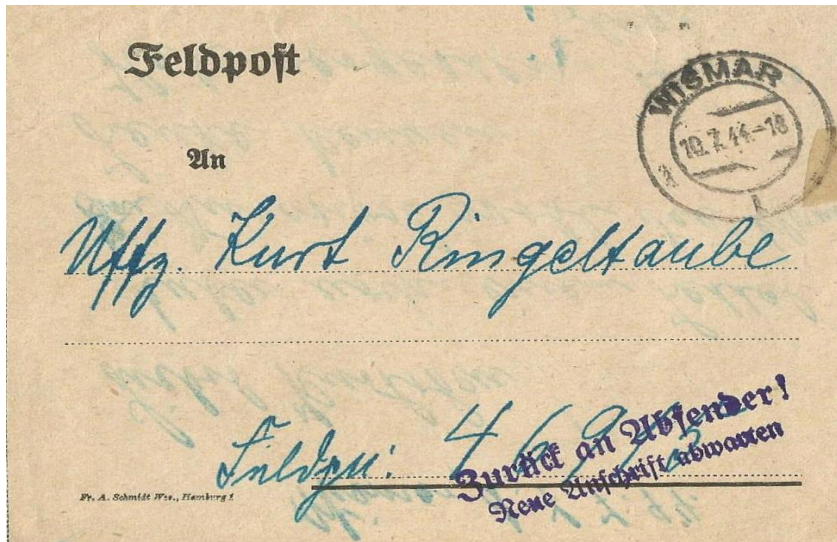
Mein Vater war inzwischen in Russland direkt an der Kriegsfront. Er kam auch, als wir in Lübz waren, einmal auf Urlaub. Ihr treuen Leser wisst das ja schon. Ich will nur eines nacherzählen, das ich erst später von meiner Mutter erfahren habe:

Mein Vater sprang bei einem Gefecht in ein Schutzloch, in dem aber schon ein feindlicher Krieger saß. Sie sahen sich verblüfft an, als der „Feind“ ein Foto von seiner Frau und zwei Kindern zeigte.

Mein Vater konnte ein bisschen Russisch und sagte ihm „ich auch Frau und kleines Kind“ („Еще у меня есть жена и маленький ребенок“), dann sei er aus dem Graben rausgeklettert und hätte weiter gekämpft. Es sei ihm aber klar gewesen, dass dieser „feindliche Kumpel“ keine Überlebenschance gehabt hätte, aber er hätte ihn nie vergessen.

Das erzählte er damals meiner Mutter unter dem Siegel der Verschwiegenheit, weil ihn selbst das sehr belastete. Er musste endlich mit jemandem darüber sprechen.

An dieser Stelle will ich dann auch gleich einfügen, dass wir im Juli 1944 die letzte Post an meinen Vater zurück bekamen und etwas später die amtliche Nachricht, dass er bei den Kämpfen um Minsk als „vermisst“ gemeldet sei.



Meine Mutter holte mich hoch in ihr privates Zimmer und erklärte mir tapfer, dass „vermisst“ noch nichts Schlimmes bedeutet. Dass mein Vater wahrscheinlich in Gefangenschaft geraten sei und sich in seiner charmanten Art und einigen Russischkenntnissen da schon zurecht finden könne. Vielleicht sei er auch verletzt und läge im Krankenhaus. Dann würden sie ihn sowieso bald nach Deutschland transportieren.

Ich sah in den Augen meiner Mutter wirklich keine Trauer, schlief aber in der Nacht bei ihr im Zimmer. Irgendwie fühlte ich, dass sie anders war.

Jetzt wusste ich, Krieg sind nicht nur Fliegeralarm und zerstörte Häuser, sondern es gibt eine Front, an der sich Feinde gegenüber stehen und sich töten.

Wenn man überlegt, dass ich bereits 11 Jahre alt war und von dem großen II Weltkrieg kaum etwas mitbekam und heute die Kinder in Syrien, in Afghanistan usw. sehe . . . Was machen die alles durch . . . !



Als man in einem verbotenen Radio-Sender was von bedingungsloser Kapitulation hörte, löste meine Mutter eigenmächtig das KLV-Lager auf. Wir flohen per Anhalter auf deutschen Militärfahrzeugen zu meiner Oma nach Schwerin in ein großes Haus am Heidensee. Auch zwei Tanten und 4 Cousins und Cousinen kamen zunächst dorthin.

Und hier warteten wir die Nachricht vom Ende des Krieges ab.

Von meinen russischen Lesern kam nach dem Lübz-Bericht die Anfrage, wie wir die Zeit **nach** dem Krieg erlebt haben. Davon will ich also hier nun doch noch ausführlicher berichten.



Zunächst eroberten die Engländer - soviel ich weiß ohne Widerstand - die Stadt Schwerin.

Wir bekamen sie selten zu Gesicht. Nur am Ziegelsee, wo der Schwarzmarkt war und man alles Mögliche tauschen konnte, traf man auch auf sie. Sie schenkten uns Kindern Schokolade und Bonbons. Ich war nur ein Mal dort, meine kleinen Cousins und Cousinen durften gar nicht mit.

Für Lebensmittel gab es ja monatlich Lebensmittelkarten. Da wir 9 Personen waren, hatten wir einigermaßen genug zu essen. Und meine eine Tante war schwanger aus Polen zu uns geflüchtet. Sie konnte überall an langen Schlangen vorgehen. Oft ging sie zum Pferdeschlachter und kam mit einem riesengroßen Stück Fleisch zurück. Dann „wieherte“ sie schon von weitem, und wir wussten, es gibt ein gutes Sonntagsessen.



Die Engländer zogen alsbald wieder ab. Nachts war ja sowieso für uns alle Ausgangssperre, und daher waren wir erstaunt, als am nächsten Tag überall amerikanische Fahnen flatterten. Die Amerikaner hatten Schwerin eingenommen. Die amerikanischen Soldaten habe ich alle dick und fett und betrunken in Erinnerung.

Eines Tages tauchten bei uns im Haus drei genau solche Amis auf. Sie befahlen meiner Oma ihnen essen zu kochen. Sie weigerte sich und wies auf uns Kinder, dass wir Hunger hätten und das Essen selber brauchen.

Da bedienten sie sie selber am Eisschrank, schmierten sich dicke Butterbrote, bissen von der Salami, die meine Tanten auf dem Schwarzmarkt getauscht hatten, einfach reihum ab, bis die alle war.

Wir Kinder wurden mit der schwangeren Tante in den benachbarten Boots-Club gebracht, meine Mutter und die andere Tante dolmetschten, wenn es nötig war.

Alles in allem waren wir „gut“ davon gekommen, wenn man bedenkt, was später noch passierte.

Kinderfreundlich waren die Amis auch nicht. Ich, zwölfjährig, stand mit einem Blechtopf an den Himbeersträuchern um für uns alle zum Mittag einen Nachtisch zu pflücken. Da trabte ein Ami durch den Garten und nahm mir den schon reichlich gefüllten Topf einfach weg.

Dabei bekamen die doch sicher in ihren Regimentern auch genug zu essen.

Es gingen auch Gespräche rum, dass die Amis Frauen vergewaltigen würden. Da schmiedete meine Oma einen Plan. Wenn so etwas mal bei uns sein würde, sollen meine Mutter und meine Tante sich ins Bett legen und eine Infektion vortäuschen.

Also wurde zweisprachig (deutsch/englisch) schon mal ein Schild an die Schlafzimmertür angebracht

Vorsicht! Quarantäne - Typhus !

Attention! Quarantine - typhoid!

Und dann passierte es wirklich. Hintenrum kamen 2 Amis, und meine Mutter und meine Tante verkrochen sich in die Betten. Sie erzählten später, dass sie sogar noch Zeit gehabt hätten sich die Wangen zu röten. Die Männer hätten die Tür aufgerissen, aber gleich wieder geschlossen, als sie „die Kranken“ gesehen haben.

Ein anderes Mal hätte für uns alle tödlich enden können. Zwei amerikanische Offiziere kamen mit einem Befehl das Haus zu durchsuchen.

Dazu muss ich leider erklären, dass von meiner einen Tante, der Mann bei der SS gewesen war. Meine Oma hatte ihr schon gleich zu Beginn der Kapitulation befohlen, alles, was damit zu tun hätte, zu vernichten.

Nun stellten sie uns alle 9 Personen - auch die Kleinste von 2 Jahren - an die Wand, und einer bewachte uns. Der andere durchsuchte alle Schränke und schmiss die Sachen auf den Boden. Sie fanden zum Glück nichts

Als meine Oma beim Aufräumen half, entdeckte sie an einem Jackett eine Armbinde der SS.

Es gab einen Riesen-Krach, mit der Tante, alle Erwachsenen heulten. Meine Mutter erklärte mir, dass sie vor Freude heulten, dass alles gut gegangen sei. Von SS und so verstand ich ja nichts.

Übrigens aßen auch die wieder unsere Vorräte auf bzw. nahmen sich mit, was in die Hosentaschen passte.

Übrigens hatte diese Tante vorher wirklich alle Schränke aufgeräumt und verdächtige Dokumente und Bücher in Säcke gepackt - und noch einen schweren Stein dazu - und am Bootssteg in den Heidensee versenkt. Blöd nur, dass sie zum Zubinden des Sackes Papierbindfaden verwendet hatte . . . Der hatte sich sehr schnell aufgelöst, und die Dokumente schwammen alle oben. Alle Wassersportler hätten das nun einsammeln und lesen können. Also fuhr der Nachbar, der das Bootshaus betrieb mit einem Angelkahn raus und fischte alle Dokumente ab. Die wurden im Dornröschenzimmer getrocknet und später verbrannt. Warum eigentlich nicht gleich so?

So richtig verstand ich das alles damals nicht, aber ich war immer zur Stelle, wenn irgendwo etwas los war und verfolgte das akribisch. Ich hatte inzwischen auch begriffen, dass vieles „heimlich“ gemacht wurde (z. B. Radio abhören), oder gesagt wurde „das darf aber kein anderer wissen“. Ich stellte nicht viele Fragen, beobachtete selbst!

Das allerschlimmste Ereignis war, als ein amerikanischer Offizier und sein - ich weiß nicht, wie man den nennt Buttler oder Adjutant oder so irgendwie. Beide besoffen.

Sie kamen und laberten nur „Frau, Frau, Frau . . . „

Meine Oma scheuchte sofort meine Mutter, meine Tante und uns vier Kinder in den Speicher am Wasser, und wir sollten von innen abschließen.

Der Speicher war eigentlich wunderschön, direkt am Wasser und hatte über eine Leiter oben noch das Dornröschenzimmer mit den Spinnrädern. Meine Oma und ihr einer Sohn hatten nämlich eine Sack-und Plan-Fabrik. Sie spannen und webten also Sackleinen.

Wir wurden über die Leiter in das Dornröschenzimmer gebracht, und die beiden zierlichen Frauen hievten die schwere Leiter auch hoch ins Zimmer.

Es war schon am Abend und dunkel. Das Schwierigste war, die Kleinste 2-Jährige ruhig zu halten. Wir anderen erkannten die Gefahr, wenngleich wir nicht wussten, um was es ging.

Für uns verging die Nacht glimpflich, wir Kinder schliefen alle bis zum ganz frühen Morgen, als meine Oma uns weckte.

Es war so gewesen, dass der Offizier also eine Frau vergewaltigen wollte und sich gleich meine eine Tante, die hochschwanger war, geschnappt hatte. Meine Oma soll immer gerufen haben „nein, nein, dann nehmen sie mich lieber“.

Und so hatte der Fettwanst tatsächlich meine Tante die ganze Nacht über mehrmals vergewaltigt.

Nun war es morgens 6 Uhr, die Ausgangssperre war zu Ende, da beschlossen meine Mutter und ihre Schwester, die beide fließend Englisch sprachen, zur amerikanischen Kommandantur zu gehen.

Sie brachten dort den Fall zur Anzeige, und noch bevor sie wieder zu Hause waren, wurde dieser Kerl von Genossen wachgerüttelt und im Würgegriff in ein vergittertes Militärfahrzeug gezerrt. Später kam noch ein Offizier, der sich für den Fall entschuldigte.



Wieder in einer Nacht-und Nebel-Aktion zog die amerikanische Besatzung ab, und es kamen die Russen. Angeblich waren sie sehr enttäuscht, dass wir sie nicht mit Jubel und Blumen als die Befreier empfingen.

Aber erstens war ja nächtliche Ausgangssperre und zweitens hatten wir vor den Russen viel, viel mehr Angst und dachten, es würde noch viel schlimmer kommen als bei den Amerikanern.

Nein, zumindest zu unserer Schweriner Zeit war das ganz anders. Die russischen Soldaten waren zu uns Kindern ganz liebevoll. Sicher erinnerten wir sie an ihre eigenen Kinder fernab in Russland. Zu schenken schienen sie nichts zu haben, aber sie fuhren Kinder auf ihren Panzern spazieren, saßen irgendwo und spielten auf ihren Bandoneons und Harmonikas und sangen dazu. Wir Kinder konnten recht bald den Text des „Glöckchens“ auf Deutsch mitsingen.

Und ehrlich, wer liebt es nicht dieses Lied gesungen vom Don-Kosaken-Chor?

„Однозвучно гремит колокольчик“

Leis das Glöckchen ertönt, so verschwiegen.
Auf dem Weg tanzt der Staub sacht wie Schnee.
Wo die Wege durch Felder sich wiegen,
Singt der Fuhrmann sein Lied voller Weh.

Und das Lied klingt ganz leis in die Weite;
Ach wie weh doch Erinnerung tut!
Felder, endlos, dem Wagen zur Seite,
Ferne Wälder in Abendrotglut.

Und das Glöckchen tönt fort ganz verschwiegen
Wie aus lange entschwundener Zeit.
Längst verklung schon das Lied; Nebel stiegen,
Und der Weg ist noch weit, ist noch weit.

Wir haben es später in Schul-Chören gesungen, ich habe es schmalzig auf der Geige vibriert, und meine Mutter und ich sangen es abends im Dunklen an der wärmenden „Kochhexe“. Aber dazu komme ich später.

Jedenfalls schien meine Familie erleichtert zu sein, dass die Amerikaner weg waren.

Jedoch sprach es sich alsbald herum, dass die Russen klauen. Vor allem hätten sie es auf Armbanduhren abgesehen.



Ich hatte von meinem Vater, als er in Frankreich eingesetzt war, eine Armbanduhr geschickt bekommen. Nun hieß es, am besten wickelt man die Armbanduhren vorerst in Wollknäule, darin würde sie keiner vermuten.

Mit einem Abschiedsblick auf meine geliebte Uhr zog ich diese noch einmal auf und begann sie in ein Knäuel zu wickeln. Fertig. Ein tickendes Wollknäuel. Blöd von mir, aber nach 24 Stunden hörte das Knäuel ja auf zu ticken.

Ja, die Russen klauten wirklich. „Zapp-zarapp“ sagten wir dazu und versteckten alle „Schätze“.

Seien wir mal ehrlich, es waren nicht nur die Russen, die klauten. Auch von unseren deutschen Soldaten liest man heute in Berichten, dass sie in Polen und Russland im Krieg der Bevölkerung vieles wegnahmen.

Meine Mutter meldete sich wieder bei ihrer Schule, und ja, sie möge so schnell wie möglich wieder ihrer Lehrertätigkeit aufnehmen.

Also ab nach Rostock.

Hier hatten inzwischen in unserer Wohnung russische Offiziere gewohnt, na ja „gewohnt“ kann man das nicht nennen, gehaust. Sie hatten eins der drei Zimmer als Mülldeponie degradiert. Auch die Inhalte unserer Schränke waren dort verschüttet, Bücher, Fotos, Spielzeug, Kleider . . . Alles zwischen Essenresten, Klopapier, Dosen, Flaschen Unsere Verwandten halfen bei der Entsorgung und Aussortierung. Wir schliefen nachts bei ihnen.



Aus der Nachbarschaft erfuhren wir, dass die Russen z. T. keine Spül-Toiletten kannten und regelrecht vor dem mysteriösen Verschwinden des Inhalts Angst hatten.

Sie entdeckten aber in der Küche unsere Kochkiste. Es war eine hölzerne Kiste mit Klappdeckel, im Innern mit Irgendwas - Heu oder Stroh - so ausgekleidet, dass zwei große Kochtöpfe hinein passten. Es waren spezielle Kochtöpfe. Man musste Essen also nur auf dem Herd ankochen, dann ab in die Kochkiste. *(ich wollt, es gäbe solche heute noch).*

Diese Kochkiste mit dem großen Topf hatten die „neuen Bewohner“ als Plumps-Klo identifiziert. Wo kippten sie denn den Inhalt hin? Doch im Endeffekt ins Klo?. Dann hatten sie also nur Angst, dass sie, wenn sie auf dem Klo sitzen, selbst so mysteriös zu verschwinden?

Man stelle sich mal einen russischen Offizier in Uniform auf dem Kochtopf vor! Nein, dazu denke ich mir auch keine Collage aus!

Die Russen hatten in allen Häusern der Straße gewohnt, und hatten wohl auch Wäsche und Geschirr unter einander ausgetauscht. So sammelten wir manches bei Nachbarn wieder ein, wenn wir auf der Wäscheleine unsere Sachen erkannten.

Es dauerte aber nicht allzu lange, dann konnten wir provisorisch wieder einziehen. Es gab zu der Zeit noch selten Strom. Aber es wohnten in großen Wohnblöcken in der Verlängerung unserer Siedlung viele hundert russische Soldaten. Ein pfiffiger Nachbar zapfte deren Strommast an und legte auch uns ein Kabel in die Küche. Strom zum Wasser kochen für Kaffee und Tee hatten wir also und auch abends Licht. Aber dazu mussten wir wieder die Fenster verdunkeln oder die Lampe abschirmen, damit keiner merkte, wenn Stromsperre war, dass wir Strom hatten.

Warum in unserer kleinen Wohnung in einem Zimmer noch ein Herr Döhmel wohnte, der auf der Werft arbeitete, weiß ich nicht. Er wohnte eben da. Wir mochten ihn nicht sehr, aber er hatte Beziehungen und baute für uns eine Kochhexe. Solche Dinger wurden in der Kriegs- und Nachkriegszeit in runder Gestalt aus starkem Eisenblech geschweißt. Durch Herausnehmen unterschiedlich großer Ringe konnte man verschieden große Töpfe einsetzen, welche dann direkt über dem Feuer waren. Unter der Herdplatte befanden sich entsprechend die Befeuereungsöffnung, darunter ein Aschebehälter. Diese kleine Hexe wärmte auch die Küche, und so verbrachten meine Mutter und ich die Abende bei Stromsperre am Hexenfeuer und sangen. Die alte Mitbewohnerin des Hauses, die unten wohnte, Frau Pingel, mochte das so gern.

Holz und manchmal ein Stück Kohle oder Brikett sammelten wir auf der Straße oder rund um die Gebäude der Russen.

Aber Essen! Es gab ja monatlich Lebensmittelmarken. Brot, Fett, Fleisch und Zucker waren rationiert. Dazu gab es noch Bezugsscheine. Auf die konnte man Kohlen, Kleidung und Zigaretten bekommen. Den Zigarettenabschnitt gaben wir immer Herrn Döhmel, der uns dafür Brotmarken gab. Als Werftarbeiter hatte er sowieso eine besondere Karte.



Da muss ich auch gleich mal meinen Mundraub gestehen. Herr Döhmel hatte einen Schrank in seinem Zimmer, bei dem die Glasscheiben kaputt waren und dafür ein Vorhang im Innern hing. Dahinter hatte er seine Essenvorräte.

Oh, er hatte aber viel! Vor allem Zucker. Mein Gott ja, ich war 13, im Wachstum, hatte Hunger . . . da machte ich schon mal den Vorhang beiseite und langte mit einem Löffel in den Zucker. Hmmm!

Jeden Tag nur ein Teelöffel, das fiel ja gar nicht auf . . . dachte ich. Bis er mich dann eines Tages beiseite nahm und fragte: „Warst du an meinem Zucker?“. Also gelogen hab ich nie. Es blieb bei einem „Du-Du!“ und „Nie wieder!“ Tut mir ja auch Leid, aber „ich war jung und hatte Hunger“.

Oft ging ich mit meiner Mutter in der „Clause“ essen. Dort kam dann der Ober mit einer Schere und schnitt aus der Lebensmittelkarte so viele Marken raus, wie man für das Essen benötigte. Meistens fett, Fleisch oder Zuckermarken. Als Gemüse aßen wir am liebsten gelbe Kohlrüben. Die kochten sie dort genau wie meine Oma etwas karamellisiert. Dazu gab es sozusagen als Schnitzel eine gebratene und gepfefferte Kohlrübenscheibe. Als Nachtisch meistens Kürbis süß-sauer. Ich esse dennoch heute sehr, sehr gern Kohlrüben!

Meine Mutter dagegen fuhr manchmal nach Groß Schwass zu Bauern und bettelte um Gemüse. Sie wollte es ja nicht geschenkt haben sondern bezahlen, aber sie kam oft ohne was nach Hause. Ich wusste genau, wie schwer ihr das fiel. Bis sie eine Bäuerin gefunden hatte, zu der sie einmal die Woche kommen durfte.



Ich hatte Geburtstag und wurde 13. Nichts weiter als ein Weißbrot wünschte ich mir. Und tatsächlich hatte meine Mutter über Beziehungen von russischen Offizieren für 50 Mark ein Weißbrot für mich ergattert. Viel schöner als später alle Creme-Torten!

Es war an der Zeit unsere in mehreren Koffern deponierten Sachen aus Lübz abzuholen. Wir mussten aber erfahren, dass die drei netten russischen Gefangenen Claudia, Nadja und Irina, die bei uns in der Küche gearbeitet hatten, nach der bedingungslosen Kapitulation und damit ihrer Freilassung alle Koffer mitgenommen hatten. Lediglich unser Radiotisch (in der Rückwand war die Antenne eingebaut) auf Rädern war noch dort. Den ließen wir uns schicken und benutzten ihn fortan als Teewagen.

Nein, wir trauerten den Sachen nicht nach. Wir schauten nach vorne. Wir selbst waren durch den Krieg heil durchgekommen, unser Haus stand noch . . . nur eben mein Vater kam nicht zurück. Wir warteten.

Immer wieder kamen Transporte aus Russland mit Soldaten . . . mein Vater nie dabei. Und meine Mutter „wartete“ 46 Jahre lang . . . bis zu ihrem Tod.

Sie brachte es nicht fertig ihn für Tod erklären zu lassen, obwohl sie bereits am 29. Mai 1987 vom DRK, das wir mit der Suche beauftragt hatten, die Nachricht bekommen hatte, dass mein Vater mit hoher Wahrscheinlichkeit am **30. Juni 1944** bei Kämpfen im Raum **Beresino**, ostwärts von Minsk gefallen sei.

Ich habe inzwischen Hunderte von Fotos der Kämpfe in Beresino im Internet durchforstet um auf vielleicht auch nur einem einzigen Foto meinen Vater zu entdecken. Sehr, sehr schlimme Fotos. Einer der schlimmsten 3-Tage-Kämpfe mit 70.000 Toten und 35.000 Verletzten.

Erst genau am Tag ihrer Beerdigung bekam **ich** von einer Berliner Dienststelle die Nachricht, dass er rückwirkend zum **31. Dezember 1949 24:00 Uhr für tot** erklärt wird.

Sehr geehrte Frau Waltz,

Ihr an den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. in Kassel gerichteter Grabnachforschungsantrag wurde am 03. April 1992 mit der Bitte um Beantwortung an uns abgegeben.

Aus den hier vorliegenden Unterlagen teilen wir Ihnen mit, daß Ihr Vater, der ehemalige Unteroffizier,

Kurt R i n g e l t a u b e
geboren am 12. September 1903 in Stettin,

zuletzt Angehöriger der Verwaltungskompanie 110, seit Anfang Juli 1944 im Raum Minsk/GUS als vermißt gilt.

Durch Beschluß des Amtsgerichtes Rostock vom 15. Januar 1991 wurde Ihr Vater für tot erklärt. Als Todeszeitpunkt wurde der 31. Dezember 1949, 24.00 Uhr, festgelegt.

Wir bedauern, Ihnen keinen anderslautenden Bescheid geben zu können.

Die späte Beantwortung Ihrer Anfrage, bedingt durch den hohen Posteingang, bitten wir zu entschuldigen.

Mit freundlichen Grüßen
Im Auftrag

Seidler
Frau Seidler

Mein Vater also von den Russen erschossen. Und jetzt lebten wir hier unter der russischen Besatzungsmacht. Sollten wir Wut haben auf diese Russen? Nein, mit allerbestem Gewissen nicht, denn es sind ebenso viele russische Soldaten von Deutschen erschossen worden. So ist eben Krieg.

Auch die Russen hier vergewaltigten Frauen. Aber ebenso viele junge Frauen hatten auch echte Beziehungen mit ihnen. So wohnte bei uns unten eine junge Frau, verheiratet mit einem blonden Mann und einer blonden Tochter. Zur Untermiete ein russischer Soldat, ein Mongole. Die Frau wurde schwanger und der blonde Vater staunte nicht schlecht, dass (angeblich!) sein Kind schon sonnengebräunt und mit Mandel-Augen auf die Welt kam.

Eines Nachts war fürchterlicher Lärm unten im Haus. Es knallten Türen, es quiekte manchmal . . . Da hatte der Mongole doch wirklich in der Parallelstraße bei einem alleinerziehenden Vater mit Sohn aus dem Stall ein ganzes Schwein geklaut. Und dieses Schwein wurde in der Nacht unten im Keller in der Waschküche geschlachtet.

Wir waren verblüfft, als am Morgen die brave alte Oma von unten mit einem riesigen Klumpen Fleisch bei uns vor der Tür stand und sich für den Lärm in der Nacht damit entschuldigte.

Wir ahnten ja nicht, dass sich da 4 Russen zusammengetan hatten um ein Schwein zu klauen und erst recht nicht, dass es von einem Bekannten von uns war. Als der Fall aufgeklärt wurde, kam zum Glück nicht ans Licht, dass wir total unwissend und unbeteiligt auch an ein Stück von dem Schwein gekommen waren.

Straßenbahnen fuhren noch lange nach dem Krieg nur sehr unregelmäßig. Viele Schienenstränge waren noch kaputt, und andererseits gab es Stromsperrungen, so dass es einem auch passieren konnte, dass die Bahn einfach stehen blieb. Wir absolvierten alles zu Fuß. Bis zur Stadtmitte war es eine halbe Stunde.

Schlimm war nur, dass man für Schuhe einen Bezugschein bei der Stadt beantragen musste. Es gab nur zwei Schuhe für Kinder im Jahr. Ein Paar Winterschuhe, ein Paar Sommerschuhe. Die waren erstens schnell abgelaufen und zweitens wuchs ich gerade mit 13 Jahren, und die Schuhe passten alsbald nicht mehr.

Wir kannten einen Schuhmacher, der Sandalen aus Holzsohlen mit Leder-Riemen bastelte. Ich hatte sogar ganz tolle mit einer Gelenksohle unter dem Mittelfuß. Und im Winter hatte ich ganz dicke Schuhe - sehr hübsche sogar - aus Stroh. Man nannte sie Hexenschuhe. Geflochtenes Roggen-Stroh! Wärmer ging's nicht, aber mit Schnell-Laufen war nix, dafür waren sie zu plump. Manche Kinder hatten aufgeschnittene Fahrrad-Reifen als Sohlen für Schuhe.

Wie gesagt gingen wir morgens zu Fuß zur Schule oder sonst irgendwohin, und lernten dabei sozusagen spielerisch die kyrillische Schrift, denn unter allen Straßennamen standen inzwischen noch einmal die Namen auf Russisch.

So lernten wir nach und nach unsere russischen „Befreier“ kennen. Die Offiziere waren unter sich. Die „Muschkoten“ - oh Gott, darf man heute überhaupt noch sagen? - wurden sehr streng gehalten und konnten einem manchmal leidtun. Wir hatten ja viele in den vergitterten Bauten in der Verlängerung unserer Straße wohnen.

Ich hab sicherheitshalber mal gegoogelt: [Soldatensprachlich, veraltet, oft abwertend: rangloser Soldat](#)



Na ja, immerhin nicht ganz so schlimm wie „Negerkuss“.

So viel zum II Weltkrieg, wie ich ihn erlebt habe und eine Zeit danach noch.